



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im März 1920.

Nr. 3.

Pflicht.

Ev. Matth. 16, 21–23. Von der Zeit an fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er mühte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen. Und Petrus nahm ihn zu sich, fuhr ihn an und sprach: Herr, schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht! — Aber er wandte sich um und sprach zu Petrus: „Hieb dich, Satan, von mir! Du bist mir ärgerlich; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Es muß beinahe etwas Komisches und doch auch etwas tief ergreifendes an sich gehabt haben, wie Petrus, der Wortführer unter Jesu Jüngern, den Heiland beiseite nahm, um ihn zu belehren! „Er fuhr ihn an“ steht im Texte; Petrus muß also mit aller Leidenschaftlichkeit, deren er fähig war (und Petrus war leidenschaftlich genug), zu seinem Meister gesprochen haben. Und zu seinem Eifer kam die ganze Ueberzeugungskraft einer herzlichen Liebe. Dennoch wird Jesus in seiner Antwort so scharf gegen den Eifrigen, wie es uns sonst nur sehr selten von ihm berichtet wird. Er nennt Petrus einen Satan, einen teuflischen Verführer. Dann aber fügte er, wie um die scharfe Abweisung verständlich zu machen, die Erklärung hinzu. Du meinst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist! —

Wovor hatte Petrus Jesum bewahren wollen? Vor einem frühzeitigen, grausamen Tode — so hatte er geglaubt. Vor der Erfüllung seiner Pflicht, — so faßt es der Heiland auf! — Damals ist zum ersten Male gepredigt worden, was der deutscheste Denker, Kant, dem Herrn Jesu nachempfunden hat, daß die Pflicht etwas göttliches ist! — Die menschliche Sorge um Leben und Wohlergehen, und die göttliche Auffassung der Pflicht, die getan werden muß, um Jesu eigene Worte zu brauchen, stehen sich gegenüber. Weil Petrus, und wohl die anderen Jünger mit ihm noch immer nicht fassen, was Jesu Hauptziel ist, gibt er die harte Antwort. —

Nach unseres Heilandes Lehre steht das Muß, die Pflicht, obenan, und kein Schicksal, auch kein Kreuzestod, darf uns hindern, die Pflicht zu tun. — Diese hohe Auffassung wird heute von allen Kanzeln und in allen Büchern der Weltweishheit gelehrt, sie ist beinahe Gemeingut jeder Sittenlehre, ob christlicher, ob weltlicher geworden, und wird doch so unsagbar selten in die Tat umgesetzt. Bei allem Heldennute der Kämpfer siegt doch die blasse Todesfurcht über das eherner Gesetz der Pflicht, bei allen großen und klingenden Worten siegt so oft die Menschenfurcht, die Angst vor Klatfch und Unannehmlichkeiten, die Sorge um Geldverluste über das Gebot des Rechttuns, der Pflicht! —

Und doch, wie anders würde es in uns und um uns aussehen, wenn das anders würde! Wenn keine Furcht, nicht vor Unannehmlichkeiten und nicht vor ernster Drohung, und

wenn auch keine gutgemeinte Mahnung ängstlicher Seelen uns hinderte, die Pflicht zu tun! Wenn der Glaube in uns lebendig wäre, der gewiß ist, daß alles Leiden dieser Zeit nicht wert ist der Herrlichkeit, in Gottes Dienste zu stehen und bei Gott einst die Heimat zu finden! —

Unser Volk könnte von aller seiner Not in solchem Glauben genesen, und wir einzelnen gleich ihm! Gott gebe uns diese Auffassung der Pflicht! Amen.

N.

Die Sorge für die Diaspora des Auslandes.

Die unselige deutsche Revolution, die das deutsche Heer wehrlos machte und zu dem Schandfrieden von Versailles führte, hat auch die evangelischen Kirchen Deutschlands tief in Mitleidenschaft gezogen. Bekanntlich gibt es in Deutschland nicht eine evangelische Kirche, sondern bisher schon bestanden eine Reihe von Landeskirchen mit eigenem Bekenntnisstand nebeneinander. Die evangelische Landeskirche Preußens, die seit der Union von 1817 zwischen Lutheranern und Reformierten das vermittelnde Band knüpfen will, die Lutheraner Hannovers, die Reformierten von Lippe — alles eigene Landeskirchen. Eigene Landeskirchen in allen den deutschen Staaten und Kleinstaaten, zum Teil sogar in den einzelnen Provinzen Preußens, wie in Hessen-Kassau, das drei kirchliche Sonderbünde besitzt.

Nun standen diese Landeskirchen evangelischen Glaubens in Deutschland allerdings zumeist in enger, freundschaftlicher Verbindung, und ein Auftreten, wie es die Gotteslastengeistlichen hierzulande leider für angezeigt gehalten haben, wäre drüben ziemlich undenkbar gewesen. Es sind auch schon seit langen Jahren Bestrebungen, die evangelischen Kirchen zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenzuhalten, im Gange und haben zum großen Teil Erfolg gehabt. Aber seit die Revolution auch die geruhigsten und gemächlichsten Geister zu der Ueberzeugung wachgerüttelt hat, sie mühten tätig werden, um Deutschlands und um des Glaubens willen (und das ist ein freilich ungewolltes Verdienst der Revolution!) — seitdem haben solche Bestrebungen einen anderen Schwung erhalten und haben zur Gründung des „Allgemeinen Deutschen Evangelischen Kirchentags“ geführt, der in Dresden am 2. September 1919 zum ersten Male zusammentrat.

Schon vorher (seit 1903) bestand ein „Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß“ als Vertreter der Kirchenregierungen Deutschlands. Jetzt trat eine Versammlung nicht der Oberhäupter unserer Landeskirchen, sondern gewählter Vertreter unserer Kirchengemeinden in Dresden zu gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung zusammen, um sich „zur unveräußerlichen Einheit ihres Besitzstandes und ihrer Aufgaben zu bekennen und zur Befähigung dieser Einheit unter voller Wahrung ihrer Selbstständigkeit zusammenzuschließen.“ —

Was man auf dem Kirchentag erstrebte, ist also eine gemeinschaftliche, zielbewusste Arbeit auf allen Gebieten, die sämtliche Evangelischen in Deutschland angehen — also in Fragen des Religionsunterrichtes, der sozialen Bestrebungen, der äußeren und inneren Mission, und der Diasporafürsorge.

Wir Deutschen haben eine bellagenswerte Eigenschaft, das ist die Eigenbrödelei. Man sagt in bitterem Scherz: wo drei Deutsche beisammen sind, haben sie fünf Meinungen — etwas, was man auch in unseren Gemeinden in Santa Catharina oft mit Betrübnis feststellen muß. — So hat man sich denn auf dem Dresdner Kirchentage auch nicht über alles und jedes einigen können. Zumal über die Schulfragen, über Ziel und Art des evangelischen Religionsunterrichtes, war eine Einigung unmöglich. Daß die Schulen Religionsunterricht haben müssen, ist wohl allen klar gewesen, haben doch sieben und eine halbe Million deutscher evangelischer Väter und Mütter eine Eingabe an die Regierung, die den Religionsunterricht fordert, unterschrieben, und diese Unterschriften spiegeln den Geist der evangelischen Kirchen wieder. Aber über die Einzelheiten hat man sich nicht in allem zusammenfinden können.

Aber eine andere Frage, die uns hier ganz besonders nahe angeht, ist mit allgemeiner Zustimmung behandelt worden. Es ist die Frage der Auslandsdiaspora. Geheimrat Dr. Kapler vom Evangelischen Oberkirchenrat hat darüber einen Vortrag auf dem Kirchentage gehalten, der allseitig Beifall fand.

Dr. Kapler ging von dem Grundsatz aus, daß trotz aller Nöte, in denen sich die evangelischen Landeskirchen Deutschlands befinden, die Arbeit an der Diaspora des Auslandes, das heißt an den zerstreuten evangelischen Gemeinden im Auslande, nicht eingestellt werden darf. Denn die Deutschen des Auslandes seien aus vielen Gründen viel zu wichtig, als daß man sie vernachlässigen und die Arbeit an ihnen einstellen könne. —

Die bisherigen Träger dieser Arbeit waren freie Vereinigungen (wie die Barmer Gesellschaft, die zahlreiche Geistliche nach Brasilien sandte) und Kirchenbehörden (wie der Evang. Oberkirchenrat, das sächsische Konsistorium, das Kirchenregiment von Weimar). Sie arbeiteten nebeneinander, nur teilweise im Einverständnis, einige Vereinigungen, wie der lutherische Gotteskasten in Bayern, sogar im Gegensatz zum Oberkirchenrat. Das führt zur Zersplitterung von Kräften und Geldern, führt auch dazu, daß ungleiche Anforderungen an Vorbildung und Tüchtigkeit der Geistlichen gestellt werden. Geheimrat Kapler hat dies nicht ausdrücklich erwähnt, aber wir kennen hier die unheilvollen Wirkungen des uneinheitlichen Vorgehens nur zu gut!

Jedenfalls fordert er, daß der Kirchenausschuß und der Kirchentag künftighin grundsätzlich die Leitung der Auslandsdiaspora übernehmen müssen.

Anstatt an den Evangelischen Oberkirchenrat, würden unsere Gemeinden sich demnach künftig an den Allgemeinen Deutschen Evangelischen Kirchentag anschließen haben. Dieser hätte die Beratung, Interessenvertretung, die Vermittelung bei Streitigkeiten, die Aushilfe mit Geldmitteln, wo es not tut, und die Versorgung mit Geistlichen zu übernehmen. Dafür hätten die Gemeinden, wie bisher beim Oberkirchenrat, die Genehmigung ihrer Satzungen und die Bestätigung von Wahl und Abberufung ihrer Geistlichen dem Kirchentage zu überlassen. Die Geistlichen unterständen dem Kirchentage, der sie entsendet, heimruft, unter Umständen entläßt, — wie bisher beim Oberkirchenrat. Endlich hätte der Kirchentag das Recht und die Pflicht, die nötigen Summen für die Diasporapflege durch Kollekten und Beiträge der Landeskirchen zu sammeln.

Dieser Vorschlag des Geheimen Oberkonsistorialrats Dr. Kapler fand allgemeine Zustimmung. Dem Kirchenausschuß, der ja überhaupt die nötigen Vorarbeiten zu leisten hat, um aus dem Kirchentage eine dauernde Einrichtung zu machen, fiel die Aufgabe zu, auch dieses Gebiet der künftigen Arbeitsleistung des Kirchentages für dessen Arbeit zurechtzuformen.

Vorläufig sind dies noch Beschlüsse, die der Ausführung harren, und für uns hier bleibt bis auf weiteres der alte Zustand. Aber unendlich wichtig und wertvoll würde es, wenn dieser Entwurf zum Leben käme. Dann fielen die Sonderbündeleien einzelner Gemeinden fort, und eine viel einheitlichere Arbeit als heute wäre möglich.

N.

Das Martyrium der Baltischen Kirche.

Darüber entnehmen wir der „Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ Nr. 45 das Folgende:

... In der dunklen Morgenfrühe des 3. Januar 1919 sammelten sich die Pastoren Rigas mit ihrem tapferen Generalassistenten Gachtgens und dem stellvertretenden Propste Ehardt, um zu beraten, was zu tun. Da die Mehrzahl der Gemeindeglieder nicht mehr fliehen konnte, beschloßen wir Pastoren, bei unseren Gemeinden auszuharren, uns Gottes Gnade empfehlend. Am Nachmittage desselben Tages zogen die letzten Glieder der deutschen Armee von Riga ab, eine halbe Stunde später zog der erste Bolschewikenhaufen mit der roten Fahne in Riga ein. — Furcht und Schrecken um sich verbreitend. Sofort konstituierte sich die lettische kommunistische Räteregierung, welche offen erklärte, alle Gesetze und Rechte gälten nichts, sondern das kommunistische Gewissen sei maßgebend. Ich übergehe hier die Schilderungen der Regierungsmaßnahmen, die die kommunistischen Grundsätze der herrschenden Proletariatsklasse verwirklichen wollten: die Ausraubungen der bürgerlichen Gesellschaft, die Nationalisierung von Industrie und Handel, die vollständige Knebelung der Presse, die ostentative Verletzung der Rechte der Persönlichkeit, sofern es sich um Bürger handelte, die Allgewalt des Arbeiterrates usw., um Raum zu gewinnen für die Schilderung der Stellung der kommunistischen Räteregierung zur Religion.

Die Religion ward nach berühmtem Muster zur Privatsache erklärt. Die Gottlosigkeit wurde zur Parteisache. Nichts Religiöses in Wort und Bild durfte sich in einer öffentlichen oder staatlichen Anstalt bemerkbar machen. Der Religionsunterricht in den Schulen wurde verboten, ebenso das Schulgebet. Die Schulkinder sammelten sich vor der Schule zum Gebet in den Kirchen. Die Kirchen selbst wurden entweiht. Von den Kanzeln redeten die kommunistischen Führer Unfug und Gotteslästerung. Satan wurde als der erste gesegnete Revolutionär gefeiert, der den Menschen Freiheit von der Knechtschaft des „Gottes“ brachte. Die Arbeitermarke wurde vom Böbel in den Kirchen unter Orgelklang gesungen, zum Orgelspiel wurden die Organisten gezwungen. Durch Wochen hindurch wurden Kanzel und Kirchen an jedem Sonntag von den Pastoren aufs neue geweiht, als Protest gegen die Entweihungen. Da verlegten die Kommunisten die „Meetings“ auf die gottesdienstlichen Stunden der Gemeinde, um der Gemeinde den Kirchgang abzugewöhnen. Nichts half. Die Kirchen waren und blieben voll. Da griff man zu einem andern Mittel. Um die Macht des Evangeliums zu brechen, wurden zuerst einzelne Pastoren verhaftet, eiliche auch zum Tode verurteilt wegen „antirevolutionärer Betätigung“ im Revolutionsjahr 1905 bis 1906. Propst Marnik, Pastor Treu wurden hingerichtet. Nun ging es in Riga ebenso her wie vorher in Estland und Nordlivland, wo Prof. Kohn und die Pastoren Hesse, Pauker, Adolphi, Schwarz, Jende für das Evangelium in den Tod gegangen waren. Ein Beben ging durch unsere Reihen. Jede Versammlung war verboten, so kamen wir heimlich zusammen, um uns im Gebet zu stärken und Segen für die Gemeinden zu erbitten. Die Kirchen wurden immer voller, die Verhaftung der Pastoren nahm zu und erstreckte sich schließlich fast auf alle. Selbst an die alten emeritierten Greise wurde die Hand gelegt, weil sie es gewagt, an die Stelle der verhafteten Gemeindepastoren zu treten. Ehardt wurde von der Kanzel gerissen, Hofmann vom Altar fortgeführt, wo er seiner Konfirmandenschar das Heilige Abendmahl austeilte. In den Gefängnissen trafen wir uns und grüßten uns. Nun war es eine rechte Christenverfolgung. Der eine ward vor die Wahl gestellt: Verleugne Christum oder du bekommst die Kugel; dem anderen wurde proponiert: Verpflicht dich, dein Pastorenamt aufzugeben, dann lassen wir dich frei. Die schwerste Stunde, die ich erlebt, war nicht die rohe Behandlung im Gefängnis, nicht die gemeinen Arbeiten, zu denen wir gezwungen wurden, wie: Reinigung der Abtrittgruben (bei herrschendem Flektypus und anderen Seuchen), das Fahren von Düngerkarren in der Stadt, die Stöße und die Schimpfworte, die ich, wie jeder andere meiner Genossen, reichlich zu schmecken bekam, sondern das schwerste war, als nach schamlosester Körperverletzung die Gefängnisverwaltung, aus lauter vertierten Subjekten bestehend, mir mein Neues Testament fortnehmen wollte, das ich stets in meiner Rocktasche zu tragen gewohnt war. Es war mir besonders wert, hatte es mich doch nach Sibirien begleitet, hatte ich doch aus demselben viele hundert Bibelfunden gehalten.

Nun sollte es mir genommen werden, denn das Gefängnis ist ein Staatsgebäude, und in einem Staatsgebäude darf sich nichts Religiöses finden. Ich widersetzte mich, erklärte, daß ich davon nicht lassen werde, denn ich lebe davon. Da ergoß sich eine solche Flut satanischen gemeinen Spottes über das Wort Gottes, daß ich am ganzen Leibe bebte. Gott gab mir Kraft, auf allen Schimpf ruhig und fest zu antworten, sodaß es schließlich dem vertierten Chef langweilig wurde und er mir mein Neues Testament voll Verachtung zuwarf. So zog ich mit Gottes Wort ins Gefängnis.

Eine wunderbare Zeit begann. Alle Gefängnisse Riga waren überfüllt. Wohl 4000 Menschen waren in Haft. Überall fanden sich auch Pastoren. Wie es dem einzelnen ergangen, kann ich nicht schildern. Märtyrerakten sind immer unzuverlässig. Zu gewaltig ist das Erleben, zu erschütternd die Bilder, die man schaut, als daß die Mitzeugen ein objektives Bild der Nachwelt überliefern könnten. So muß ich mich darauf beschränken, zu berichten, was ich persönlich erlebt und wovon mir sichere Kunde geworden.

Am 4. März zog ich mit Pastor F. in dunkler Nacht aus der Voruntersuchung in das eigentliche Gefängnis mit dem Gebetswunsch des 121. Psalms: „Gott segne uns den Eingang und den Ausgang.“ In der dunklen, ungeheizten Zelle, in die wir kamen, beteten wir Kol. 4, 3: „daß Gott uns eine Tür des Wortes auf tue, zu reden das Geheimnis Christi, darum ich auch gebunden bin“. Es ist wunderbar, wie Gott die Türen aufgetan hat. Nicht nur, daß ich in meiner eigenen Zelle vor meinen 16 Mitgefangenen täglich des Morgens und des Abends von dem Geheimnis Christi reden durfte, sondern es hat auch Tage gegeben, wo ich in vier anderen Zellen das Evangelium verkünden durfte. Was waren das für tief ergreifende Stunden vor Gottes Angesicht. Waren doch immer eifrige unter den Zuhörern, die zum Sterben geweiht waren. Welch ein Hunger nach göttlichem Worte herrschte überall. Wie oft kam die Bitte: „Suchen Sie auch in unsere Zelle zu schleichen, um mit uns zu beten“. Und in vielen Zellen beteten andere Männer mit ihren Genossen. Kaum eine Zelle, wo nicht regelmäßig gebetet wurde. Männer, die das Beten nicht gelernt, hier haben sie es gelernt und gelobt, es nicht zu verlieren. Und wie die Männer, so die Frauen.

Wo Gottes Wort im Schwange ist, da hebt eine wunderbare Zeit an. Das Wort setzt sich um in Taten. Das Murren verstummt. Die Zucht hebt an, dienende Liebe wird lebendig. Eine der Frauen hat es gerühmt: „Ich habe nicht gewußt, daß es hier auf Erden solch eine Welt der Schönheit und Liebe geben kann“, es war die Liebe des Gekreuzigten, die eine Welt der Schönheit schuf mitten in der Welt der schmutzigen Gefängnisse, der rohen Wälder, des Hungers, des Dunkels, der Kälte, der Räuse und Wanzen.

Die Wochen schlichen träge dahin. Mer Gedanken waren auf den Tag gerichtet, da uns die Freiheit werden würde. Man klammerte sich an diese Hoffnung, auch wenn einer nach dem anderen zur Hinrichtung abgeführt wurde.

Und der Tag kam.

Unsere baltischen Brüder und Söhne stürmten vereint mit den deutschen Genossen Riga. Ein kleines Häuflein war es, aber der Schrecken war über die Roten gekommen, daß sie flohen wie Spreu vor dem Winde. Die Wut der überrumpelten Kommunisten war ungeheuer. Sie schmaubten, daß sie die Geiseln, die sie in ihrer Hand hatten, nicht mehr in Sicherheit bringen konnten, um mit dem Leben dieser das Leben zahlloser kommunistischer Gefangenen, die in deutschen Händen waren, zu sichern. Sie konnten lange nicht alle Geiseln abtransportieren und haben deshalb an jenem Tage in einem Gefängnis 32 Geiseln, Frauen und Männer, unter letzteren die Pastoren Scheuermann, Laube, Eckhardt, Savary, Döbler, Treu jun., Hofmann, Bergengrün, erschossen. Wir 64 Geiseln unseres Gefängnisses wurden durch Gottes Gnade vor der Hinrichtung bewahrt, nicht, wie der Unglaube zu sagen pflegt, „wie durch ein Wunder“, sondern durch das wunderbare Eingreifen Gottes. Schon sollten wir in eine Zelle zur Hinrichtung mit Handgranaten geschleppt werden, da kamen unsere Befreier. Wir konnten unsere Wächter entwaffnen und nahmen die Schlüssel an uns. Die Stunde der Freiheit war uns angebrochen, es war auch dem blödesten Auge offenbar, durch Gottes Gnade. Wir hielten Dankgottesdienst. „Nun danket alle Gott“, erlang es im Gefängniskorridor. Ps. 107, 10–16 lehrte uns beten und danken, und dann erst ging's hinaus, der goldenen Freiheit zu. Doch kam jubelnde Freude nicht auf,

denn die Kunde vom Sterben der Brüder und Schwestern im anderen Gefängnis erreichte uns bald. Tief gedemütigt fragten wir uns: womit haben wir es verdient, daß Gott uns die Freiheit schenkte, während andere Gott preisen durften mit Sterben, das ihren Familien, ihren Gemeinden so tiefes Leid brachte.

Wie ergreifend waren sie gestorben! Der junge Pastor Grüner schritt zum Richtplatz singend: „Wenn ich einmal soll scheiden.“ Selbst die Henker waren ergriffen und schossen erst, nachdem der letzte Ton verhallte. Stadtmissionar B. von Böttcher hat nicht an sich und sein kränkliches Weib und sein Kind gedacht. Die Genossen aus seinem Neuen Testament stärkend, hat er gepredigt, bis daß die Kugel seinen Mund schloß. Die junge Konzertsängerin Marion von Alot, die so oft ihre Genossinnen erquidete mit dem Liede, das ihr vor allem teuer war: „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl“, sie hat's noch einmal gesungen, da sie hinausgeführt wurde, und diese edle 21jährige Jungfrau hat im Angesichte der Henker nur einen Wunsch gehabt: „Zieht nur nicht schwach werden“. Eckardt, der die Genossen, die zur Hinrichtung aus seiner Zelle geführt wurden, betend hinausgeleitete, ist selber wenige Minuten darauf betend zur Richtstätte gegangen. Er hatte sich zum Leichentext bestimmt: „Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste“, und seiner Gemeinde hat er eine Abschiedspredigt geschrieben, die, aufgefunden, seiner Gemeinde nach der Leichenpredigt verlesen wurde.

Ein Bekenntnis zur Internationalität des Protestantismus.

Von H. G. Günther, Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Christiania.

In den letzten Tagen des Januar feierte die deutsche evangelische Gemeinde zu Christiania in Norwegen ihr zehnjähriges Bestehen durch einen Festgottesdienst und einen Gemeindeabend. Zu dem Gemeindeabend erschienen auch der Bischof Primas der norwegischen protestantischen Kirche, Landberg, und Vertreter der theologischen Fakultät und der norwegischen Geistlichkeit, darunter auch die ehemaligen norwegischen Pfarrer von Berlin.

Zunächst begrüßte der deutsche Gesandte, Minister von Mutius, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Kirchenvorstandes die Anwesenden, insbesondere die norwegischen Gäste. Er erinnerte daran, wie das christliche Bewußtsein ein Band sei, das uns weit über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus mit allen verbindet, die sich zu dieser Grundlage bekennen. Insbesondere betonte er, wie tief wir Deutsche diese Glaubensgemeinschaft der norwegischen Kirche gegenüber empfinden und wie dankbar wir sind für die Zeugnisse der gleichen Gesinnung, die uns namentlich in dieser schweren Zeit von dort geworden sind.

Dann ergriff der norwegische Bischof das Wort zu folgender Ansprache: „Niemand ist ein mehr weltumspannender Gedanke ausgesprochen worden als der, der in dem Worte formuliert ist: „Es soll werden eine Herde und ein Hirte“. Und niemals ist ein innigeres Gebet gebetet worden als das, das unser Heiland für seine Jünger betete, unmittelbar bevor er zum Opfertode ging: „Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf das sie alle eins seien.“ Ut omnes unum sint — das ist die leuchtende Hoffnung, die unser Auge schaut hinter all dem aufreißenden Streit und der Zerrissenheit, in die dieses dunkle und tastende Erdenleben uns hineinführt.

Das Fest, das wir heute feiern zur Erinnerung an die Gründung der deutschen evangelischen Gemeinde in Norwegens Hauptstadt vor zehn Jahren, hat, Gott sei es gedankt, nur friedliche und helle Erinnerungen in uns geweckt. Die deutsche Gemeinde hat soeben durch den Vorsitzenden ihres Kirchenvorstandes, Herrn Ministers von Mutius, einen Gruß an die norwegische Kirche gerichtet mit einem Dank für Gastfreundschaft. Ich möchte als Vertreter der norwegischen Kirche den Gruß erwidern mit einem Dank an die deutsche Gemeinde als Vertreterin der großen deutschen protestantischen Kirchengemeinschaft, einen Dank für die reichen Geisteskräfte, die durch diese Kirche auch der norwegischen Kirche zugeströmt sind — von dem ersten Durchbruch der Reformation bis auf diesen Tag. Tiefer gesehen ist dies der Dank der Tochter an die Mutter für alles, was diese ihr gegeben hat an Befruchtung und Förderung des Kirchenlebens durch vierhundert Jahre hindurch.

Die lutherische Reformation war der Durchbruch einer neuen Lebensanschauung, eines ganz neuen Volkslebens. Wie jede geistige Befreiung hat sie ihre Gefahr, und sie stellt die evangelische Kirche vor schwierige Aufgaben, Aufgaben, die es uns noch nicht geglikt ist, zufriedenstellend zu lösen. Es ist mein Wunsch und meine Bitte zu Gott, daß die evangelische Kirche in Einträchtigkeit an der Lösung dieser Aufgaben arbeiten möge und daß sie siegreich die geistigen Kämpfe durchfechten möge, die auch fernerhin auf ihrem Wege liegen werden. Daher ist es zu allererst mein Wunsch, daß Gott der protestantischen Mutterkirche in Deutschland, der die Führerstellung in diesem Kampfe zufallen wird, Gnade geben möge, ihre große volkserzieherische Aufgabe zum Segen des deutschen Volkes durchzuführen in diesen ersten Trübsalzeiten, die wir alle jetzt durchleben, da die Völker im Schmelztiegel zu liegen scheinen, um umgeschmolzen zu werden.

Sowohl in der Kirchengeschichtlichen Entwicklung als auch in der rein menschlichen Kulturentwicklung hat das deutsche Volk immer mit in vorderster Reihe gestanden. Es hat geniale Denker hervorgebracht, wie Hegel, Schelling und Kant, und ebenso hat es religiöse Bahnbrecher gehabt wie Luther und Melanchthon. Es hat hervorragende Männer der Wissenschaft gehabt auf allen Gebieten menschlichen Erkennens und ebenso reich ausgerüstete Künstler, deren Namen niemals sterben werden.

In Erinnerung an das, was wir hier in Christiania gestern abend erlebten, steigt ein Name leuchtend vor mir auf: Johann Sebastian Bach, der ehrwürdige Kantor an der Thomaskirche in Leipzig. Auch er ist wie Luther einer der Kirchenväter des Protestantismus, denn er ist in Wahrheit der Vater aller lutherischen Kirchenmusik. Tief und innerlich, entzündet von himmlischem Feuer und heil'ger Glut, und doch klar wie ein Kristall.

Zum Schluß wünsche ich, daß Gottes Segen ruhen möge über der deutschen Gemeinde in Christiania und über all ihrer Arbeit für das Wachsen des Gotteshauses. Es ist mein Gebet zu Gott, daß das deutsche Volk unter den Prüfungen, die es jetzt durchlebt, höher wachsen möge zu einem in Geist und in der Wahrheit starken und gesundem Volksleben. Gottesfurcht und Christenglaube, das ist die Kraft der Völker. Einer von Deutschlands glänzendsten Gelehrten, Leopold von Ranke, gleich genial als Geschichtsforscher wie als Denker, hat die Worte gesprochen: „In aller Geschichte lebt und wohnt Gott. Am klarsten tritt er uns entgegen in den tiefen Zusammenhängen der Weltgeschichte. Laßt uns versuchen, diese Bilderchrift zu entziffern. Verloren ist das Volk, das seine Religion von sich wirft. Es wächst und steigt immer höher die Nation, die von religiösen Ideen getragen wird.“ Gott halte seine Hand über das deutsche Volk und über Deutschlands Kirche. Sein Geist erfülle das Volk mit heiliger Kraft.

Auch der Dekan der theologischen Fakultät Professor Lyder Brum sprach warmempfundene Worte von der Aufgabe der theologischen Wissenschaft, ein Einigungsband zwischen den Kirchen zu sein. In Deutschland werde die theologische Wissenschaft im ganzen Volke in einer Weise geschätzt, wie sonst nirgends. Dem Pfarrer sprach er Dank aus für seine deutschen Vorlesungen in der Universität über deutsche Kultur, die nicht nur von den Studenten, sondern auch von der Universität selbst sehr geschätzt würden. Er schloß mit dem Wunsche, daß die theologische Wissenschaft sich auch fernerhin als einzigendes Band des gesamten Protestantismus in der ganzen Welt erweisen möge. (Aus den Monatsheften des Gustav-Adolf-Vereins.)

Wie wurden wir ein Volk? Wie können wir es bleiben?

Von Professor Dr. Dietrich Schäfer, Berlin.

(J. F. Lehmanns Verlag, München, 1919.)

Wer über den gegenwärtigen Weltverlauf mitsprechen, ja wer ihn nur richtig verstehen und im Streit der Tagesblätter ein eigenes Urteil sich bilden will, muß Geschichte treiben. Auch jeder Christ muß ein gewisses sicheres Maß von geschichtlicher Bildung haben. Einer der besten Führer auf diesem Gebiete ist der Berliner Hochschulprofessor für Deutsche Geschichte, Dr. Dietrich Schäfer. Er ist der Verfasser einer kleinen zweibändigen Weltgeschichte (seit 1500), die am besten in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart hineinführt. Gewissermaßen sein Testament gibt der greise, 75jährige, in seiner

Gesinnung stets deutsche und christliche Verfasser, in der oben genannten Schrift. Sie setzt natürlich die Kenntnis der einzelnen geschichtlichen Tatsachen bis in die neueste Zeit voraus, ist aber in der Hervorhebung des Wichtigen und Grundlegenden im rein Politischen und im Kulturellen von großartiger Klarheit und Reife. Welch eine Freude muß es für einen geistig interessierten Menschen, einen Pfarrer, Lehrer, Vater oder Arbeitsherrn sein, an der Hand dieser Schrift die 2000 Jahre deutscher Geschichte mit wissbegierigen, aufgeweckten jüngeren oder älteren Leuten durchzugehen, und verstehen zu lernen, wie alles kam, selbst das bittere Ende und was nun die Zukunft von denen heischt, die das deutsche Volk nicht untergehen lassen wollen. Die Frage nach der Schuld am Ausgang des Krieges löst sich in dieser Beleuchtung am klarsten. Der Verfasser schreibt sein kleines, aber so inhaltreiches Werk mit den Worten: „Die neue Ordnung schafft ein einiges deutsches Volk oder sie ist gerichtet. Ihre Urheber müssen sich das klar machen. Es handelt sich jetzt nicht um diese oder jene Regierungsform, sondern um Deutschlands Bestand. Gelingt es den Männern vom 9. November nicht, unser Vaterland wieder emporzuheben in die Reihe der anerkannten und gleichberechtigten großen Völker des Erdballs, so ist ihr Urteil vor dem Richterstuhl der Geschichte gesprochen. Sie würden dann die Vernichter und Verderber eines mit glänzenden Gaben ausgestatteten, wahrhaft gottbegnadeten Volks. Es wäre zu Grunde gerichtet durch gewissenlose Entfesselung niederster Triebe, wie sie menschlicher Natur nun einmal mitgegeben sind. Soll wirklich alles erliegen, was rein und edel in uns ist? Das wäre ein Verlust für die Menschheit, wie sie ihn bisher noch nicht erlitten hätte. Das sollten sich unsere Menschheitschwärmer klar machen.“

„Die Schuld am Kriege“, von demselben Verfasser 1919 bei Gerh. Stalling, Berlin, erschienen, weist nach, wie Rußland den Krieg gewollt, wie Frankreich und England mit hielten und daß die Mittelmächte nur ihren bedrohten Besitzstand verteidigten.

Wunderbare Erlebnisse aus dem Kriege.

Prälat v. Kömmer in Stuttgart berichtet: Mehrmals sind mir aus dem Felde unbegreifliche Fälle von Geschichten erzählt worden, durch welche einzelne Soldaten oder ganze Gruppen gewarnt und vor dem sicheren Untergang bewahrt wurden, oder wo einem hilflos Verirrten ein Führer zur Seite trat, der ihn zu recht wies und dann nicht mehr zu sehen war und dergl. Bombenartig verdoppelt wird das Unbegreifliche, wenn hier ein fast hilfloser, weil verwundeter, Verpörrter durch einen Unbekannten auf einen Weg gewiesen wird und gleichzeitig ein Unbekannter eine Patrouille auffordert, den verwundeten Verirrten auf diesem Wege zu holen, und beide Teile wissen einander nur zu sagen: ein rätselhafter Unbekannter, der nicht mehr da ist, hat uns zu dem, was wir taten, angewiesen.

Ein Auszug aus einem Feldbrief, den ich abgedruckt las, lautet: „Wir kamen in der Nacht auf einen vorgeschobenen Posten. Grauenvoll umhüllte uns das Dunkel der Nacht. Da wir nur wenige Leute waren, fühlten wir uns etwas beängstigt; auf Menschenhilfe konnte hier bei einem Ueberfall nicht gerechnet werden. Da entschlossen wir uns, gemeinsam auf die Knie zu gehen und den Schatz des allmächtigen Gottes anzuflehen. Da erblickten wir plötzlich eine Gestalt mit einem flammenden Schwerte in der Hand, welche vor uns stehen blieb. Als im Morgengrauen die Gestalt verschwand, erkannten wir, daß wir nur wenige Meter vor dem Feinde gestanden und auf so wunderbare Weise bewahrt worden waren.“

Die es nicht wahr haben wollen, daß das Unsichtbare sichtbar werden könne und daß das Uebernatürliche den Gang der natürlichen Ereignisse beeinflusse, werden demgegenüber von Zufall, Sitttäuschung, Massenhypnose u. a. reden; aber schon Shakespeare läßt seinen Hamlet sagen: Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumet. Horatio! Der bibelgläubige Christ denkt an die Verheißung: Ps. 34, 8: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus; und im Ps. 91, 11: Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Siehe auch 2. Kön. 6, 17.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Pastor Faulhaber †.

Ein Telegramm aus Deutschland brachte die Trauernachricht, daß Herr Pastor Hermann Faulhaber, der in den Jahren 1889 bis 1906 Pfarrer der Gemeinde Blumenau war, am 9. Februar dieses Jahres in Trebbin bei Berlin, wo er während der letzten 13 Jahre amtierte hat, im 56. Lebensjahre heimgegangen ist. Briefliche Nachrichten, die über die Todesursache näheres berichten werden, stehen noch aus. Aber es ist bekannt, daß Herr Pastor Faulhaber in den letzten Jahren körperlich und seelisch schwer gelitten hat. Ein Bein mußte ihm abgenommen werden, und vor Weihnachten machte er eine Lungenentzündung durch, von deren Folgen er sich nicht erholen konnte. Was der treue deutsche Mann aber seelisch nach dem Zusammenbruch Deutschlands gelitten hat, das wird jeder verstehen, der die echt deutsche, vaterländische Gesinnung des Heimgegangenen gekannt hat. In Blumenau und Itoupava und weit über den Kreis der von ihm pastorierten Gemeinden hinaus steht die siebenjährige Amtstätigkeit Pastor Faulhabers noch heute in segnetem Andenken. Als feuriger Verkünder des Evangeliums, als treuer Seelsorger, als unermüdlicher, erfolgreicher Jugenderzieher lebt er im Gedächtnis der evangelischen Bevölkerung von Blumenau. Besondere Verdienste hat er sich als Leiter der Neuen Deutschen Schule in Blumenau erworben, aber auch des Schulwesens in der Kolonie nahm er sich in Eifer und Liebe an. Darnach wurde der Religionsunterricht in den Schulen nicht vernachlässigt, und an die Konfirmanden stellte er Ansprüche, für deren strenge Erfüllung die von ihm Eingegneten noch heute dankbar sind. Die Lösung seines Lebens war es, in treuer Pflichterfüllung zu wirken die Werke des Herrn, in dessen Dienst er sich gestellt hatte. Nun mag auch von ihm das Wort gelten, das der Heiland (Matth. 25, 21) spricht: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude“. G.

Itoupava. Das Jahr 1919 hat der Sprengelgemeinde Itoupava die Erneuerung des Kirchturms gebracht. Als die Gemeinde zu der Erkenntnis gekommen war, daß der seinerzeit von dem Architekten Gelbert konstruierte Turm den Witterungseinflüssen nicht standhalten konnte, beschloß sie, ihn abreißen und durch einen massiven Turm ersetzen zu lassen. Durch Sammlungen wurde das nötige Geld aufgebracht; der Turmbau kostete rund 1.700 \$.

Auch im neuen Jahre werden an die Gesamtgemeinde finanzielle Ansprüche gestellt, die bei dem guten Willen der Gemeindeglieder nicht schwer zu erfüllen sind. Die Delegiertenversammlung, die am 8. Februar in Massaranduba stattgefunden hat, beschloß auf Grund der Vorberatungen und Beschlüsse in den einzelnen Gemeinden, das Pfarrgehalt auf 2.500 \$ und den Mitgliedsbeitrag auf 4 \$ zu erhöhen. Außerdem bringt die Gemeinde durch besondere Sammlungen die Reisekosten für den vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin erbetenen Geistlichen in Höhe von 1.500 \$ auf, wobei jedes Mitglied einen Mindestbeitrag von 3 \$ zu entrichten hat. Wie verlautet, ist der Betrag bereits fast vollständig gedeckt, da besser situierte Gemeindeglieder freiwillig einen höheren Beitrag gespendet haben. G.

Kolonie und Gemeinde Santa-Harmonia. Im Bericht des Synodal-Vorstands von Rio Grande do Sul, vom Mai 1916, war zu lesen: „Die Art, sich die Mittel, die für Kirche und Schule nötig sind, noch weiter von auswärts scheitern zu lassen, muß endlich aufhören; sie ist unwürdig, da für allerlei Veranlassungen hier Geld genug vorhanden ist.“ So dachten auch der Pfarrer und der Vorstand unserer Kirchengemeinde; sie sandten daher die noch im Jahre 1917 gewährte und angewiesene Unterstützung von 2250 Mark, eine Beihilfe des kgl. Württembergischen Konsistoriums zum Pfarrgehalt, die jetzt erst zur Auszahlung kam, kurzerhand in die alte Heimat zu günstigem Kurse wieder zurück, damit das Geld dort zur Verwendung komme, wo es nötiger gebraucht wird, wie z. B. für die bedrängten Geistlichen und ihre Familien der russischen Ostseeprovinzen.

Die Kolonie Santa ist in ständigem, erfreulichem Wachstum begriffen; mit ihr auch die evangelische Kirchengemeinde, in der im letzten Jahre 132 Taufen, 80 Konfirmationen, 23 Trauungen und 26 kirchliche Beerdigungen stattfanden. Der Zuzug der Zuwanderer, besonders der evangelischen, galt zu meist den Tälern des Indios und des Arauel, dessen zweiter

großer Nebenfluß, Rio Donna Emma, nun ganz aufgenommen und vermessen ist. Mehrere Vermesser-Turmen sind jetzt im oberen Arauelgebiet tätig, sodaß der Landsucher eine große Anzahl vermessener Landlose zur Auswahl antrifft. Die Staatsstraße von Harmonia nach Contra ist fertig gestellt; die Tiefenwege in den Sand-, Stein- und Saltobach sind in Arbeit, wodurch ein nahe bei Harmonia gelegenes Landgebiet erschlossen wird. A.

Zum Erntedankfest. Aus Sao Lourenço, im Süden von Rio Grande do Sul, schreibt B. Wustrow: Hier totale Mißernte, Wassermangel 3 Monate lang, Pest unter den Pferden, dem Vieh, Pest unter Schweinen, Schafen, Hühnern. Recht und noch viel mehr schlecht haben wir uns durchgeschlagen. Von der Hand in den Mund lebend sind wir, was Kleidung anbetrifft, gleichsam abgerissen. Für auswärtigen Mais bezahlen wir 21 \$ pro Sad. 8 Wochen lang müssen wir noch Mais kaufen, wenigstens 1 Sad pro Woche. Butter ist zurzeit ausgeschaltet, da die Rube die Maul- und Klauenseuche haben. Seit dem September wandert diese Pest durch die Kolonie. Honig gibt es keinen; die meisten Bienen sind eingegangen. Das letzte Mus ist verbraucht und 1920 wird keines gekocht, da es weder Pfirsiche noch Apfelsinen noch Quitten gibt. Nur die Kartoffeln sind gut, haben aber geringen Preis. —

Von Ceará im Norden erfahren wir aus den Tagesblättern immer wieder, welche Dürre und Not dort herrscht.

Wenn es dir, lieber Leser, besser ging, wärest du und bist du auch dankbar, insbesondere mit Gaben für die Werke des Reiches Gottes? A.

Einladung.

zur IV. ordentlichen Tagung des deutschen evangelischen Gemeindeverbandes von S. Catharina am 18. April in Blumenau.

Die Herren Geistlichen und Vertreter der angeschlossenen Gemeinden bitte ich zu der am Sonntag, dem 18. April d. J., in Blumenau stattfindenden Tagung des Gemeindeverbandes möglichst vollständig erscheinen zu wollen. Die Bedeutung derselben ist aus der nachstehenden Tagesordnung ersichtlich.

Tagesordnung:

Vormittags 9 Uhr: Festgottesdienst.

Vormittags 10 Uhr: Einweihung des evangelischen Krankenhauses.

Nachmittags 1 Uhr: Beginn der Hauptversammlung in der Kirche.

1. Feststellung der Anwesenheitsliste.
2. Bericht des Vorsitzenden über die 4 letzten Jahre (auf Grund der bis zum 1. April erbetenen Parochialberichte).
3. Rechnungslegung des Verbandskassierers und Wahl von 3 Rechnungsprüfern.
4. Festsetzung der an die Verbandskasse zu zahlenden Gemeindebeiträge.
5. Vortrag des Herrn P. Krause über „die religiöse Ausbildung der Schulkinder“.
6. Etwaige Beschlüsse über Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule und über die Vorbedingungen zur Aufnahme in den Konfirmandenunterricht.
7. Bericht der „Baukommission für das Krankenhaus und Altenheim“.
8. Wahl eines Kuratoriums für die Anstalten.
9. Festsetzung einer jährlichen Hauskollekte zum Besten der Anstalten.
10. Gesangbuchfrage.
11. Schriftenmission und Hauskolportage.
12. Allgemeines.
13. Neuwahl des Vorsitzenden und dessen Stellvertreters.
14. Ergänzungswahl des Vorstandes.

Anträge, die noch auf die Tagesordnung gesetzt werden sollen, wolle man dem Vorstande bis zum 1. April einreichen.

Die Herren Amtsbrüder lade ich außerdem zu einer kurzen geschäftsmäßigen Tagung der Pastoralkonferenz ein, die am Tage vorher, am 17. April, nachmittags stattfinden soll. Um 11 Uhr vormittags soll das heil. Abendmahl gefeiert werden.

Blumenau, im Februar 1920.

Mit glaubensbrüderlicher Begrüßung

Der Vorsitzende

des deutschen evang. Gemeindeverbandes von Sta. Catharina: G. A. L. er, Pfarrer.

Wenn Ihr nicht werdet wie die Kindlein — —

Er hatte gerungen schwer und bang
Den ganzen düstren Nachmittag lang
Im einsamen Zimmer droben,
Und seine Seele lag doch im Staub
Des finstren Jagens und Zweifels Raub
Und hätte so gern sich erhoben. —
Der Abend sank draußen schwarz auf die Welt,
Die Dämmerung schlich über's Ackerfeld,
Grau sanken die Nebel hernieder. —
Da stöhnt er laut in seiner Not:
„Ich kann dich nicht finden, nicht sehen, mein Gott,
Ach gib mir den Frieden wieder!
Zerreiße, wenn es in deiner Macht,
Das dunkle Gewebe der furchtbaren Nacht
Das um mich das Böse geschlungen!“ —

Tief still ist's im ganzen, weiten Haus;
Und sinnend tritt er zum Stübchen hinaus,
Wohlbst er vergeblich gerungen.
Kein Mensch zu hören, kein Laut am Ohr,
Nur das Ticken der Uhr im Korridor.
Leise kommt er ins Kinderstübchen.
Und dort ganz allein auf der Fensterbank,
Sitzt still in der Ecke, blond und schlank
Sein einziges, kleines Bübchen.
„Mein Jüngchen,“ spricht lächelnd des Vaters Mund,
„War dir denn nicht bang in der Dämmerstund,
Ganz einsam im dunklen Zimmer?“
„Ach, Väterchen, liebes, ich war nicht allein,
Der liebe Gott schaute immerfort rein:
Siehst du dort am Himmel den Glitterer?
Und wenn ich gucke, dann blinzt er mir zu,
Und ich nide wieder: du Lieber, du,
Du läßt mich gar nicht alleine!“

Und der Vater schaut auf zum glänzenden Stern,
Der in ganz endloser Himmelsfern
Still leuchtet in mildem Scheine.
Da wird ihm sein Auge welkenklar,
Und er siehet und fählet wunderbar
Des Ewigen Liebesgedanken.
Und die kleine Hand, die das Dunkel zerstreut
Ergreifend, spricht er vor Innigkeit:
„Ja, Bübchen, wir wollen Ihm danken!“

Halgar Holmen.

Aus dem Leben eines Trinkers.

Von Ernst Gürtler.

Tischlermeister Heinrich Jörn kniet in seiner Werkstatt neben einem Sarg, den er eben fertiggestellt hat. Der Sarg paßt ungefähr für seine eigene Größe. Mit Blankappen befestigt er den Zierat auf der düsternen Kiste: zwei Engel mit vollen Baden und kleinen Flügeln hinterm Ohr und oben auf dem Deckel ein Kreuz aus goldenem Papier. Seine Hände zitterten, als er das Kreuz annagelt, die kleinen Nägel wollen ihm heute nicht gehorchen. Endlich ist er fertig. Sich aufrichtend, wischt er sich mit dem Handrücken die dicken Schweißtropfen von der Stirn. Nachdem er den Sarg in eine Ecke geschoben, setzt er sich auf die Hobelbank und starrt auf die sechs Bretter nieder: „Läß' ich erst da drin! Läß' ich bloß erst da drin!“

Auf dem Flur kommt jemand mit schlurfenden Schritten die knarrende Stiege herunter. Der Meister wirft einen bitterbösen Blick zur Seite, und als ein zweimaliges kurzes Räuspern ertönt, macht er mit dem Arm eine halb drohende, halb wegwerfende Bewegung nach der Tür und knirscht: „Du Schuft!“ und sinkt wieder zusammen, die Augen auf den Sarg gerichtet. Die scharrnden Schritte kriechen die ätzende Treppe wieder hinauf.

Der Meister Jörn ist ein Trinker, und der da draußen mit dem bekannten Signal ihn gelockt, das ist sein Freund von der Destille, der alte Totengräber August Leid. Sie bewohnen dies Haus dicht am Kirchhof. Manchesmal sind die beiden des Nachts zwischen den Kreuzen hindurchgetaumelt, der Totengräber mit häßlichen, gemeinen Reden, der Heinrich aber mit verkiffenen Lippen. Er schämte sich jedesmal, wenn er mit dem verkommenen Menschen in solchem Zustand über die Gräber schwannte. Ja, er schämte sich und . . . ging doch wieder mit; und schämte sich wieder und . . . ging wieder mit, bis er ein Säuser geworden ist, den man frühmorgens schon hinter der Friedhofsmauer liegen sah. Heut aber läßt er den Alten vergeblich rufen.

Aus seiner Arbeitsjade holt er ein Bild, das ihm sein Bruder aus Berlin geschickt hat. Es ist sein Geburtstag heut. 37 Jahre ist er alt; aber seine Hände und Kniee zittern wie die eines 70jährigen Greises. Sein Bruder, ein braver Werkführer in einer großen Eisfabrik, hat ihm das Bild der Mutter geschickt, das einzige, das sie hatten. Warum er's ihm wohl geschickt hatte? Dem Bruder tat der Heinrich leid; er hatte ihn lieb und wollte ihm helfen. Darum hatte er ihm das Bild der Mutter geschickt.

Die sieht jetzt ihren Aeltesten an, so wie sie ihn noch vor fünf Jahren angesehen, als der Sohn betrunken an ihrem Krankenbette stand und lallte: „Mutter, du müßtest ein Gläslein Wein trinken, dann wärest du mit einem Male gesund. . .!“ Damals war er lachend aus der Krankstube gegangen: „Es ist ja nicht so schlimm mit der Mutter,“ aber am anderen Morgen war sie tot, und ihr Aeltester war noch nicht wieder zurück aus dem Gasthause. Wie ein Donnerkeil war da dem Heinrich die Erkenntnis in die Glieder gefahren: „Halt' ein! Rehr' um! Du gehst verloren!“

Und heut, nach fünf langen Jahren, sieht ihn die Mutter wieder so an, und seine Tränen fallen ihr in die offenen Augen; aber sie schlägt sie nicht, sie trinkt diese heißen Tränen in sich hinein und sagt nur immer mit ihrem stummen Blick: „Mein Sohn. . . mein Sohn. . .!“

Leise geht ein wenig die Tür zur Nebstube auf, und ein Paar müde Augen blicken schon herein: „Heinrich, die Friedel weint, willst du nicht kommen?“ Er schiebt sich von der Hobelbank und gibt seiner Frau das Bild: „Da ist die Mutter.“ In der Nebstube liegt das Kind, die Frieda, und wimmert still in sich hinein. Ein Trinkerkind! Vor zwei Jahren ist es geboren worden; aber bis heut hat es noch keinen Tag ohne Schmerzen gehabt. Der ganze, vertrocknete Leib ist mit Schwären bedeckt, und der kleine, blasse Kopf wackelt immerfort hin und her. Nur die Augen sind wie zwei Sterne, von einer wunderbar lichten Tiefe; sie sind wie eine Predigt: Das arme Friedel, das Schmerzenskind, ist ein Gotteskind. . .

Der Vater stutzt, als er in die Tür tritt; auf dem kleinen Tisch an Friedels Bett stehen drei brennende Lichter, dazwischen ein winziger Napfluchen mit einem Sträußlein Bergkühnmei in seiner Mitte, davor ein beschriebenes Blatt Papier und ein Paar Strümpfe. Frau Gertrud nimmt ihren Mann an der Hand und führt ihn an das Tischchen: „Heinrich, es ist heut dein Geburtstag. Der Kuchen ist von Hermann; er hat sich soviel gespart. Die Strümpfe hat Gretel dir gestrickt, es sind ihre ersten. Und hier die Verse hat unser Otto dir geschrieben und mit Abziehbildern beklebt. Und ich . . . ich habe nichts als dies. . .“ Tränen erstickten ihre Stimme, beide Arme legt sie um ihres Mannes Schultern und küßt ihn auf die Stirn: „Heinrich, wie glücklich könnten wir sein. . . Gott helfe uns, mein liebes Geburtstagskind. . .“

Soll ich sagen, was Meister Heinrich sprach und tat in dieser Stunde am Bette seines kranken Kindes, zur Seite seines armen Weibes? Ich müßte die Verzweiflung schildern. Das todwunde Jammern einer vom Laster zerfleischten Seele aber kann niemand mit Worten beschreiben. Ich kann nur sagen, daß Meister Heinrich, als der Totengräber um die sinkende Sonne mit Räuspern aus der Haustür schlich, am Abend

seines Geburtstages von seinem kranken Kinde fort in die Destille ging . . .

Dort sitzt er in der Nacht und würfelt mit seinen Kumpen um eine Lage Fusel. Und als die Mitternacht vorübergegangen, geht der dicke Wirt mit teuflischem Grinsen an den Tisch und stellt neue Flaschen auf: „Der Herr Meister hat ja heut Geburtstag! Prost der Herr Meister, auf das neue Jahr! Daß wir die Alten bleiben!“ Und August Leid, der Totengräber, schlägt mit der gebundenen Faust auf den Tisch, daß die Gläser fein lustig dazu tanzen: „Der Meister hat heut einen Sarg gebaut. Das müssen wir begießen. Und ich verdiene auch was dabei! Noch eine Lage! Im Grabe gibt's nichts mehr zu trinken!“ Der Meister trinkt heut mehr als sonst; er muß etwas ertränken, was in ihm nagt und frisst. „Her mit dem Zeug!“ Er hebt sich schwanzend am Bord des Tisches und schwingt die Flasche hoch durch die Luft. Aber wie gebannt bleibt er stehen, ferkengerade fährt er auf: „Weiß, geh fort!“ An der Glastür hat sich die Gardine etwas verschoben, und draußen im Mondlicht steht Gertrud, sein Weib. Ihre Augen sehen wie die einer Toten herein, so geradeaus, so weit . . . weit offen so . . . die Hände hat sie unter dem Arm gefaltet und steht bewegungslos. „Weiß, geh fort, oder es gibt ein Unglück!“ Der Rasende schleudert mit aller Gewalt die Flasche nach der Tür, daß ihre Scheibe klirrend zerspringt und die Splitter weit umherspritzen. Heinrich Jörn steht mit weit vorgebeugtem Körper in der offenen Tür und sieht mit stieren, blutunterlaufenen Augen seinem Weibe nach, wie sie über die Straße wandt und sich etwas aus dem Gesicht wischt und leise in sich hineinwimmert. „Gerad' so wie Friedel . . . gerad' so hat Friedel geweint . . .“ denkt Meister Jörn und läßt sich mit knirschendem Fluch auf seinen Stuhl fallen: „Der Teufel auch! Her mit dem Zeug!“

Der dicke Wirt ist hurtig zur Hand und reibt sich die Hände: „Das Geschäft geht gut heut nacht . . .“

Grau Gertrud ist in ihre Stube zurückgekommen. „Bringst du den Vater nicht mit!“ fragt Gretel; aber als sie die Mutter ansieht, beginnt sie zu weinen: „Mutter, du bist ja ganz blutig im Gesicht!“ Das Brüderchen neben ihr erwacht und hebt die verträumten Augen und reibt sie mit den warmen Händchen. Der Hermann aber, der Älteste, ist aufgesprungen, er streichelt seiner Mutter zaghaft den Arm und stampft mit den Füßen auf: „Der Vater soll dich nicht immer schlagen! Wenn ich erst groß bin, dann . . .“ Sei still, Hermann, seid still, Kinder! Der Vater hat doch Geburtstag heut!“

„Tata hat Burtstag,“ stammelt das kleine Marielieschen und schludt seine strömenden Tränen hinunter. Und Friedel ist auch wach. Friedel ist immer wach; sie sieht mit großen Augen an die Decke. Wenn ihr aber jemand nahe kommt, nagt sie wie ein Nestvöglein, dem beide Flügel zerbrochen sind, daß es nicht hochfliegen kann in den Himmel . . .

Nicht lange, dann ist's wieder still; nur Friedel ist wach, und Gretel sieht ab und zu verstohlen hinter dem Kopfstissen nach der Mutter; sie könnte heut immerzu bloß weinen.

Die Mutter sitzt am Fenster und läßt ihre Augen über den Friedhof wandern, zwischen lauter Kreuzen hindurch. Sie wartet, daß Heinrich heimkommt.

Ja, sie wartet noch, schon viele Jahre!

Wäre Frau Gertrud nicht eine so fromme, tapfere Frau, sie wäre längst in den tiefen Ziehbrunnen gesprungen oder mit den Kindern davongelaufen. Wohin? Bloß fort von diesem Ort der Qual! Ach, manchesmal wäre ihr ein schnelles Sterben so willkommen gewesen, und oft war sie in böser Versuchung, besonders in der schweren Zeit, als sie das Friedel unter dem Herzen trug. Eine Vollwaise war sie von Kind auf; Frau Gertrud hatte niemand auf der Welt. Niemand? Gott ist bei ihr drinnen. Er ist Frau Gertruds Sonne und Schild. Er hat sie behütet vor dem Selbstmord, er ist in der Schwachen an jedem Morgen mächtig. Drum hat sie immer neue Kraft und immer neue Hoffnung: sie harret, daß Heinrich heimkommt . . .

Aber hatten ihr die Menschen denn nicht geholfen? Die Menschen? In dem Herzen der Frau ist ein bitteres Gefühl. Die Menschen und ihr helfen? Ja, die . . .! Hinter ihr her haben sie gehöhnt, erst gestern noch auf dem Wochenmarkt: „Da geht des Trinkers Weib. Wie stolz sie ist und kann sich doch nicht helfen. Ein Säufer ist ihr Mann . . .!“ Trinkgeld gaben sie dem Meister in den feinen Häusern, wo er zu arbeiten hatte, und sagten: „Hier, kaufen Sie sich ein Glas Bier!“ Und doch wußten alle im Städtchen, daß er damit sich und Weib

und Kind zugrunde richten mußte. Ja, gescholten und gelacht haben sie genug über ihn, die Großen und die Kinder, salbungsvolle Redensarten hat das Trinkerweib mehr als genug von guten Freunden und getreuen Nachbarn gehört, aber geholfen hat ihr niemand . . . Doch nein, ein Lehrer ist einmal ins Städtchen gekommen aus einer großen Stadt, wo man dem Trinker tapfer zuleibe geht. Der Lehrer kam zu ihr, er wollte helfen. In der Werkstatt hat er mit Heinrich lange verhandelt und ihm dabei gesagt: „Herr Meister, in fünf Jahren sind Sie tot und Ihr Weib dazu. Soll das so sein? Ich will Ihnen etwas erzählen. Wo ich herkomme, da gibt's viel arge Trinker, denen niemand helfen wollte. Da haben sich Männer und Frauen zusammengetan, unerschrodene Leute. Die sagten sich: Von heut ab trinken wir nichts mehr, keinen Tropfen. Und sie hielten das Gelübde und konnten's halten und mußten gewinnen; denn sie standen alle unter einem Kreuz. Wer aber mit dem Kreuz es hält, kann nie verlieren. Sie nannten sich die „Leute vom Blauen Kreuz“. Die gingen aus in die Häuser und auf die Gassen und suchten die Säufer. Meister Heinrich, ich habe Trinker gekannt, die 15, 20 Jahre in schrecklicher Knechtschaft waren, und heut . . . sind sie glückliche Leute; sind Gottes erlöste Kinder. Und erst die Frauen und die armen Kinder . . .! Meister Heinrich, Sie sind noch jung und stark; Sie sind zu schade, um zu verludern. Gott will's daß Sie wieder der alte, schmutze Heinrich Jörn werden, wie Sie's vor zehn Jahren noch waren. Wir wollen einen Bund schließen! Wir wollen beide uns versprechen, nichts mehr, nie mehr zu trinken! Wir wollen sehen, wer's länger kann. Schlagen Sie ein! Aber eins vergessen Sie um des Himmels willen nicht, das Wichtigste und Beste: das Beten!“

Und Heinrich hat nicht lange überlegt. Freude hat's ihm gemacht. Er wollte doch zeigen, daß er auch so leben könnte! Und er hat eingeschlagen. Den alten August Leid hat er vor die Stube gesetzt, daß er das Wiederkommen vergaß, und sein Weib hat er umarmt: „Gertrud, laß doch wieder! Es wird ja alles wieder gut!“ „Heinrich, vergiß das Beten nicht!“ hat oft sein Weib ihn vergeblich gemahnt. Und der brave Lehrer ist täglich gekommen und mit dem frohen Meister und seiner Familie des Abends durch die Felder gegangen. Dann aber, nach einem halben Jahr, ist er verseht worden, die Leute im Städtchen mochten ihn nicht ausstehen; er war ihnen zu fromm und sah nie auf der Bierbank, wenn die Bürger hohe Politik trieben. Er hatte Besseres zu tun. Als er nach einem Vierteljahr wieder ins Städtchen kam, um nach dem Rechten zu sehen — der Meister hatte ihm lange nicht geschrieben —, ging dieser mit der blanken Art auf seinen Wohlthäter los. Er war betrunken. Die „guten Freunde“ hatten ihn wieder zur Straße gebracht. Ein bitteres Gefühl füllte Frau Gertruds Herz: „Die Menschen und helfen, ja . . . die . . .!“

Sie hatte nur ihren Gott und ihren Heiland. Das war ihr genug. Mit ihren blassen Lippen sprach sie ihr Lieblingswort vor sich hin, das in einer Schrift gestanden, die der Lehrer ihr einst gegeben hatte, das Wort eines erfahrenen Blaufreuzlers: „Ueber einem Trinker, der ein betendes Weib hat, leuchtet ein Hoffungsstern.“ Mit dem Herrn Jesus hielt sie's und wußte bestimmt, der wird auch zu ihr einmal sprechen: „Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst!“ Und dann wird ihr Heinrich genesen zur selbigen Stunde. —

Frau Gertrud harrete die ganze Nacht; aber er kam nicht heim. Sie geht ans Tagewerk und wäscht die Kinder und schneidet ihnen trocknes Brot für die Schule. Mit Friedel ist sie wieder allein. Heinrich ist noch nicht da . . .

Am Nachmittag kommt ein Zug schweigender Menschen langsam die Straße herauf: sie bringen den Totengräber. Sonst kamen sie immer johlend und lachend und brachten ihn auf einer Karre und kippten sie um vor der Tür: „Da habt ihr eure Leiche . . .“ Heut aber sind sie alle so gedrückt: sie bringen einen Toten.

Die beiden hatten sich auf dem Heuboden der Gastwirtschaft frühmorgens schlafen gelegt, und der Alte war in dem Glauben, an seiner Stubentür zu sein, durch die Tür des Heubodens auf den gepflasterten Hof gestürzt. Eine Stunde noch hatte er gelebt und gestruht, um dann unter gräßlichen Krämpfen in toller Trunkenheit seine Seele auszuhauchen. Sein Kumpen, der Heinrich, der heut nacht den Totengräber freigehalten, hatte die ganze Stunde dabei gestanden und kein Wort gesagt. Nur als dem toten Trinker die verglasten Augen immer noch so weit aufstanden, hat er sie ihm mit abgewandtem Gesicht zudrücken wollen und dann ein Tuch darüber gelegt, weil die An-

gen ihn immer noch anstierten, voller Todesangst. Dem erschrockenen Heinrich ist dabei ein Wort aus einer Buhpredigt eingefallen, das er vor vielen Jahren in der Kirche gehört, als er sie zum ersten Male besuchte, das Wort: „Wer auf das Fleisch sät, der wird von dem Fleische das Verderben ernten“.

Und als sie den Toten vor seiner Haustür abluden wie ein verredtes Stück Vieh, stieg Meister Heinrich um dieselbe Stunde vom Friedhof her heimlich durch das Fenster in seine Werkstatt ein. Dort blieb er zwei Tage und zwei Nächte bei verschlossener Tür ohne Speise und Trank.

Am dritten Tag, nachmittags um 2 Uhr, klopft es ganz leise an der Tür: „Heinrich, mach' auf! Die Friedel... will... sterben...“ In der Werkstatt erklingt ein marterschartender Schrei, der erste Laut seit zwei ein halb Tagen. Der Meister reißt die verschlossene Tür auf, daß der Riegel zerspringt, und bricht am Bette seines Schmerzenskinds zusammen. Er horcht auf das seine Rödeln in den Rissen und legt die eiskalten Händchen an seine fieberglühende Wade. Dabei er immerfort: „Friedel!... Friedel, bleib' hier...“

Eine Stunde haben sie so ihr sterbendes Kind beobachtet, der Trinker Heinrich und sein frommes Weib. Die vier anderen Kinder haben in der Ecke zusammengedrängt gestanden und an den Zipfeln ihrer bunten Taschentücher gekaut und einander die vielen Tränen von den Augen gewischt.

Um 3 Uhr aber hören sie alle ein Singen aus der Ferne. „Sind das die Englein?“ fragt Marielieschen. Niemand antwortet ihr. Das Singen geht langsam auf den Friedhof: „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu...“ Es ist ein Begräbnis; sie wollen den Totengräber unter die Erde bringen. Er hat sein offenes Grab dicht unter Heinrichs Fenstern. Viel Leute stehen herum. Wenn ein Säuer begraben wird, kommen immer viel Leidtragende. Sie wollen hören, was der Pastor sagt, und auf dem Heimweg wollen sie zueinander sagen: „Nun, Gott sei Dank, wir sind nicht so... wir sind doch anders...“ Das lieben die Leute.

Der Gesang verstummt. Der greise Pastor liest mit verhaltener Stimme aus der Heiligen Schrift ein kurzes Wort: „Herr, gehe nicht mit uns ins Gericht!“

„Macht die Fenster auf!“ bittet Meister Heinrich.

Friedel hat mit großer Qual das Köpfchen gewandt und sieht ihren Vater an.

„Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist,“ klingt's jetzt von draußen herein. Gertrud legt ihre gefalteten Hände fest auf ihres Mannes Schultern und blickt auf ihr Kind.

„Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht!“ Die Stimme unter dem Fenster wird stärker. Heinrich fährt zusammen.

„Und wer auf das Fleisch sät, der wird von dem Fleische das Verderben ernten!“ Scharf und klar erklingt das Herrenwort in der engen Stube. Heinrich stöhnt auf.

„Und wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden...“ Des Geistlichen Stimme ist mild geworden.

Heinrich hat seinen Kopf auf die Brust seines Kindes gelegt. „Der Herr hat's erlöst!“ sagt Frau Gertrud und schließt ihrem Kinde die großen Augen.

Heinrich betet. Die Kindlein weinen leise: „Jetzt ist das Friedel tot...“

„Unser Friedel lebt,“ erwidert ernst die Mutter, und während sie sich über ihren Mann herniederbeugt, haucht sie ihm ins Ohr: „Und Friedels Vater lebt auch...“

Ueber den Friedhof wandelt jetzt ein neues Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan...“

Marielieschen aber bleibt dabei: „Hört ihr die Englein singen...?“

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, 7. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 21. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Belshior.
Sonntag, 28. März, 9 Uhr vorm.: Delegiertenversammlung in Blumenau; Laufen werden an diesem Tage um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm. vollzogen.

Karfreitag, 2. April, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Blumenau.

2. Ostertag, 5. April, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in der Belha-Tiefe.

Der Beginn des Konfirmandenunterrichts in Blumenau wird nach Ostern bekannt gegeben werden.

Pfarrer Gabler.

Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 14. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Itoupava Rega.

Sonntag, 21. März, 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Fidelis.

1. Ostertag, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Konfirmation u. heil. Abendm. in Itoupava.

Sonntag, 11. April, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava Rega.
Pfarrer Gabler.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, 7. März: Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 14. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Carijos; 3 Uhr nachm.: Gottesd. u. heil. Abendm. in der Obermulse.

Donnerstag, 18. März, 9 Uhr vorm.: Vorunterricht der nächsten Konfirmanden in Beneditto-Rovo.

Sonntag, 21. März, 9 Uhr vorm.: Prüfung der Konfirmanden in Timbo.

Palmsonntag: Einsegnung in Timbo.

Karfreitag, 9 Uhr vorm.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Beneditto-Rovo; $\frac{1}{4}$ 4 Uhr nachm.: Beichte u. heil. Abendm. in Timbo.

1. Osterfeierstag: Gottesd. u. heil. Abendm. in Cedro Mt.

2. Osterfeierstag: Gottesd. u. heil. Abendm. in Rio Abda.

Sonntag, 11. April: Einsegnung in Carijos.

Pfarrer Krause.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 7. März: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 14. März: Gottesd. in Pommerode; darnach Prüfung der Konfirmanden.

Sonntag, 21. März: Konfirmation u. heil. Abendm. in Benjamin Constant I.

Sonntag, 28. März: Konfirmation u. heil. Abendm. in Pommerode.

Karfreitag: Gottesd. u. heil. Abendm. in Obere Rega.

Ostersonntag: Gottesd. in Pommerode.

Ostermontag: Konfirmation u. heil. Abendm. in Rio Cerro.

Pfarrer Liebhold.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 7. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 14. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 21. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 28. März, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Donnerstag, 1. April, 7 Uhr abends: Gründonnerstagfeier mit Beichte und heil. Abendm.

Karfreitag, 2. April, 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit Beichte u. heil. Abendm.

Sonntag, 4. April, 9 Uhr vorm.: Ostergottesd. in Brusque.

Montag, 5. April, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itajahy.

Pfarrer Neumann.

Evang. Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 7. März: Gottesd. in Campo Alegre.

Sonntag, 14. März: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 21. März: Prüfung der Konfirmanden in S. Bento.

Sonntag, 28. März: Konfirmation in S. Bento, anschließend Feier des heil. Abendm.

Karfreitag, 2. April: Gottesd. u. heil. Abendm. in S. Bento.

Ostersonntag, 4. April: Gottesd. u. heil. Abendm. in S. Bento.

Ostermontag, 5. April: Gottesd. u. heil. Abendm. in Humboldt.

Pfarrer Ortman.